

Lob der Fremde^{*}

Abschlussarbeit

Ausbildung Supervision, Coaching,
Organisationsentwicklung

Institut Triangel, S 21

Liane Kanter

Potsdam, August 2020

„Auf jeder Reise gibt es Stunden, Tage oder Phasen, in denen Du Dich als das fühlst, was Du bist: ein Streuner, ein bezugs- und beziehungsloser Fremder, ein Verlorener. Die Welt um dich herum hört auf, Sinn zu ergeben, die Zufälle, die dich bislang an die Hand genommen hatten, bleiben aus.“

Jörg Dauscher

Inhalt

1. Persönlicher Zugang	Seite 4
2. Fremdheit und Identität	Seite 7
3. Fremdheit als Normalität	Seite 10
4. Fremdheit als Methode	Seite 13
5. Resümee	Seite 16
6. Literatur	Seite 17

* Der Titel der Arbeit ist dem Artikel von Dietmar Kamper in „Das Fremde“ entliehen.

1. Persönlicher Zugang

In meiner supervisorischen Praxis begegnet mir häufig die Frage, was in den ersten Minuten des Begegnens zwischen Supervisandinnen und Supervisorin passiert und wie sich dieses initiale Erlebnis im Laufe des gemeinsamen Arbeitens verändert. Was findet statt, wenn Menschen aufeinander treffen, die sich vorher noch nie begegnet sind. Sind sie dem Wirken archaischer Kräfte und sozialer Erwartungen ausgeliefert oder kann ihr freier Wille die Dynamik beeinflussen? In jedem Fall entstehen Berührungspunkte, die es möglich machen miteinander umzugehen. Dazu später mehr.

Genau genommen begleitet mich die Frage schon einen großen Teil meines Lebens. Die Kontaktaufnahme zu fremden Menschen ist für mich, seit ich denken kann, herausfordernd...heikel, anspruchsvoll, knifflig.

Ich erinnere ein Kindheitserlebnis, das in diesem Zusammenhang interessant sein könnte. Meine Eltern, meine Schwester und ich lebten am ländlichen Stadtrand von Magdeburg, wo wir die Sommertage zumeist im Garten am Haus verbrachten. Mein Vater war wie fast immer mit Bauen und Werkeln beschäftigt, die Mutter mit hauswirtschaftlichen Angelegenheiten, die Kinder spielten oder wurden hier und da zum Helfen herangezogen. An einem dieser Nachmittage bat mich mein Vater zum nahegelegenen Holzofen zu gehen und einen Sack Sägespäne abzuholen. Das war mir irgendwie unrecht, zumal ich allein gehen sollte, aber protestieren war keine denkbare Option. Dabei spielte neben dem autoritären Eltern-Kind-Verhältnis sicher auch der nicht zu unterschätzende Reiz für ein vielleicht achtjähriges Mädchen eine Rolle mit solch einer erwachsenen Aufgabe am Tun des Vaters teilhaben zu können. Ich machte mich also auf den Weg. Am Eingang zu dem weitläufigen Gelände mit den Holzwerkstätten wurde mir mulmig und ich kehrte um. Ich erinnere mich, dass ich in diesem Moment überhaupt keine Vorstellung davon hatte, wie ich Kontakt zu den Arbeitern aufnehmen und mein Anliegen vermitteln sollte, wenngleich ich am liebsten eine Weile am Tor gestanden hätte, um die Menschen und ihr Tun fasziniert zu betrachten, fürchtete mich aber vor Entdeckung. Als ich unverrichteter Dinge und mit der schwachen Erklärung, „ich wollte die Männer nicht von der Arbeit abhalten“ nach Hause kam, passierte vieles gleichzeitig, wobei dessen Konnotation sicher im Laufe der Jahre durch Schleusen und Filter der reflektierenden Betrachtung gegangen ist: Ich spüre die Enttäuschung der Eltern. Ich bin enttäuscht von mir selbst. Ich kann meine Gefühle nicht in Worte fassen und erhalte dabei keine Unterstützung. Ich werde ausgelacht.

Heute gehe ich davon aus, dass dieses kleine Erlebnis mir einen gehaltvollen Raum für individuelle Lernerfahrungen im Kontext Identität, Zugehörigkeit

und Angst eröffnet hat. Außerdem hat es mich angespornt solche Begegnungen mit Fremden zukünftig besser hinzukriegen und – sehr viel später – mich mit mir selbst zu solidarisieren, wenn ich Angst habe oder etwas Anderes fühle, tue oder bin, als andere es von mir erwarten.

Bei der Begegnung mit Fremden spüre ich einen maßgeblichen Unterschied zwischen den Kontakten, bei denen es „um etwas geht“ und den anderen, den unverbindlichen, den Eintagsfliegen. Wenn ich nach Hamburg fahre, um dort Menschen zu treffen, mit denen ich für drei Jahre eine Ausbildungsgemeinschaft bilden werde, wiegt das weit schwerer als der erste Tag eines neuen Yogakurses oder der Smalltalk an der Kinokasse...in genau dieser Reihenfolge.

Ich erinnere mich an unruhige bis schlafarme Nächte vor dienstlichen Gesprächen mit fremden Personen, vor Sitzungen, Tagungen, Seminaren, Veranstaltungen, Vorträgen und an anschließende Stunden voller inneren Dialogs, ob ich gut (genug) war, wer was wann wie gesagt hat und was das für mich bedeutet. Ich habe Hilfsmittel gesucht, gefunden, getestet, verworfen, prämiert. Mit Bezug auf das Thema dieser Arbeit ist vor allem eine Angewohnheit relevant: ich versuche vorab eine räumliche und/oder geistige Nähe herzustellen. An Abenden vor wichtigen Begegnungen bin ich schon um Gebäude geschlichen, um zu sehen, zu spüren und die gleiche Luft zu atmen wie die Menschen, die ich anderntags treffen werde. Oder ich beschäftige mich vorab mit Themen, die die Anderen mutmaßlich gerade bewegen. Auch im Traum. Ob diese Marter dazu taugte Fremdheit aufzulösen, Angst zu binden und damit körperliche und seelische Entspannung zu finden, bleibt letztlich unbewiesen. Oft war es nur ein heillosen Versuch und ich war mit dem Ergebnis nicht wirklich zufrieden, wodurch ich im Rahmen meiner Selbsterforschung wiederkehrend zu der Frage gelangte, wieviel Fremde in mein Leben passt, als was sie sich mir präsentiert und wie die Balance zwischen Angst und Faszination haltbar ist.

Das Fremde kann sich auf mannigfache Weise darstellen und in das Leben schleichen. Folgt man dem Erziehungswissenschaftler Schäffter, so wird das

Fremde in fünf Kategorien, nämlich als das Auswärtige, das Fremdartige, das noch Unbekannte, das letztlich Unerkennbare, das Unheimliche erlebt. (vgl. Schöffter, S. 14)

Ich ahne, dass dem supervisorischen Tätigsein sämtliche Facetten von Fremde immanent sein können und mir scheint, dass genaugenommen die beunruhigende Faszination am Fremderleben mich in die Supervisionsausbildung geführt hat, wenn ich es allerdings vor drei Jahren so nicht zu benennen imstande gewesen wäre. Wie hätte ich auch wissen sollen, wo entlang der Weg führt, wenn ich ihn noch nicht gegangen bin.

Die vorliegende Arbeit hat das Anliegen Aspekten von Fremde, Fremdheit und Fremderleben im supervisorischen Kontext nachzuspüren und meine Suchbewegungen orientieren sich dabei insbesondere an der Frage, wie dicht Nähe und Fremde beieinander liegen, welcher gesellschaftliche Rahmen dem zugrunde liegt und wie es gelingen kann Unbekanntem und Unverständlichem staunend, gelassen und respektvoll zu begegnen.

Eine Reise zur Fremde um der Fremde willen.

2. Fremdheit und Identität

Ich fahre nach Zehlendorf zu einem Vorgespräch in einer Einrichtung für die Betreuung und Begleitung psychisch erkrankter Menschen. Ich werde sehr freundlich begrüßt und durch die Räume geführt. Es ist hell, gemütlich und der Stil ist mir vertraut. Im größten Raum ist ein Stuhlkreis aufgebaut, es stehen Getränke bereit und die Mitarbeiter*innen kommen herein. Der Leiter begrüßt die Runde, stellt mich vor und gibt sogleich das Wort an mich ab. Ich berichte von meinen Qualifikationen und beruflichen Erfahrungen in der Jugendhilfe, in der Lehre und in der Supervision. Anschließend stellen sich die Teilnehmer*innen vor. Wir besprechen gemeinsam die Erwartungen an die Supervisionssitzungen und fixieren einige Anliegen und Themen. Das Gespräch dauert etwa 35 Minuten und ich bin hinterher sehr ungewohnt geschafft.

Trete ich in einen Raum, in dem ein Team auf seine Supervisorin wartet, sehe ich Menschen und bin ihnen genau so fremd wie sie mir. Auch wenn das Setting und die Erwartungen das Beieinanderankommen in der Regel erleichtern, erleben wir alle die Fremdheit ganz unmittelbar an den Unterschieden. Wir sehen Kleidung, Aussehen, Auftreten, Sprache, Gewohnheiten, konstatieren, vergleichen und ordnen ein. Seit der Kinderstube sind wir es gewohnt zwischen Bekanntem und Fremdem zu unterscheiden und unsere personale Identität zwischen den Polen Identifizierung und Abgrenzung auszubilden und zu behaupten. Der Soziologe Simmel nennt die „Verweigerung des Anderen“ den „ersten Instinkt, mit dem sich Persönlichkeit bejaht“. (Simmel, S.261)

Das Vergleichen des Selbst mit dem Anderen dient der Feststellung von Gefahr. Kann ich mich zugehörig fühlen oder nicht, muss ich Angst haben oder nicht. Obermeyer dazu: „Unser Identitätserleben erwächst aus sozialen Vergleichsprozessen, bezogen auf Werte, Gepflogenheiten, Sprache und territoriales Schicksal. Wir vergleichen uns mit anderen, um den Grad der Zugehörigkeit bzw. Verschiedenheit zu ertasten.“ (Obermeyer, S.152)

Was ich als verschieden oder fremd wahrnehme, hängt ganz wesentlich von meiner eigenen Biographie ab. Erst durch das Erleben der eigenen Identität ist es möglich andere Menschen als anders und als fremd wahrzunehmen, wobei eben diese Fremdheit keine Eigenschaft von Dingen oder Personen und keine objektive Gegebenheit ist, sondern ein Beziehungsmodus und eine „die eigene Identität herausfordernde Erfahrung.“ (Schäffter, S.12)

Obermeyer hat in diesem Zusammenhang sehr eindrucksvoll den Unterschied zwischen Fremdeln und Befremdetsein in der Supervision beschrieben. „In der Befremdung gesellt sich ein seltsamer Distanzierungsdruck zur Qualität des Unvertrauten.“ (Obermeyer, S.154) Er beschreibt es als unwilliges Erstauntsein über etwas, das uns ein Stück weit aus der Fassung bringt und unser Selbst in Frage zu stellen in der Lage ist.

Fremdheit wird erst dann erlebt, wenn Menschen sich nahe genug kommen, damit es zu Berührungsflächen kommt, denn dann erhalten Unterschiedlichkeiten eine unter Umständen mächtige Bedeutung. Je näher man sich kommt, desto gewichtiger werden die Unterschiede, bzw. um relevante Unterschiede überhaupt zu erkennen, ist Nähe unerlässlich. Frei nach Simmel: Fremd ist der Gast, der bleibt.

Man könnte meinen, dass es Menschen mit einer festen personalen und sozialen Identität leichter gelingt Fremdheit zu tolerieren und ihre eigenen Erkennungszeichen in den Kontext gleichberechtigt vieler anderer Möglichkeiten zu stellen. Doch dagegen sprechen Beispiele von jugendlichen Cliques, Glaubensgemeinschaften, Fußballfans oder gar von rechtsnationalen Bewegungen und deren gruppenbezogener Menschen- und Fremdenfeindlichkeit. Dort wird eine starke Gruppenidentität mit Sprache und Symbolen zelebriert, was allerdings häufig nicht dazu führt, dass andere soziale Gruppen in ihren spezifischen Eigenheiten gewürdigt und toleriert werden. Das Bedürfnis nach zum Teil vehementer Abgrenzung zu anderen zum Zwecke des Konstituierens und Aktualisierens der eigenen Identität reicht demnach weit über die Zeit des Heranwachsens hinaus und flammt „in vielfachen Spannungen zwischen Individuation und Sozialisation“ (Ritter, S.135) im Lebensverlauf immer wieder auf. Es ist sicherlich eine Frage von Werten und Charakter, welche Mittel dabei zum Einsatz kommen.

Was ich weit spannender finde, sind die Konzepte der Entgrenzung, die eher für die Nicht-Zugehörigkeit als Programm ermuntern, für das „Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit“ (Flusser), das „Entdecken des Fremden in sich selbst“ (Kristeva) und die gerade „nicht mit der Notwendigkeit einer

klaren Ichabgrenzung...“ argumentieren, „...von deren Sicherheit aus erst der tolerante Umgang mit dem Fremden möglich wäre...vielmehr für eine konsequente Verunsicherung der eigenen Persönlichkeit als Voraussetzung einer elaborierten Identität und toleranteren Haltung zum Fremden.“ (Simanowski, S.34 f)

Das spricht mich sehr an. Ich bin in einer Zeit und Weltgegend aufgewachsen, die das Abgrenzen politisch, gesellschaftlich, räumlich und menschlich auf eine harte, kalte und vernichtende Weise zelebrierte und fühle daher eine große Sehnsucht nach Verbindendem, Fließendem, Durchlässigem. Damit macht es mir die Gegenwart nicht leichter und zudem kann die Verunsicherung durch Heimatverlust zuweilen auch eine nicht zu unterschätzende seelische Dimension erreichen. Doch das scheinen Geschichten zu sein, die ein andermal erzählt werden. (vgl. Ende, 1979)

Im supervisorischen Kontext wird das Fremderleben zunächst wahrscheinlich darauf ausgerichtet sein, das bisher Unbekannte zu erforschen und die Möglichkeiten des Kennenlernens von Erfahrungsbereichen auszuloten. Das ist nach Schäffter „prinzipiell erreichbar“. (1991, S.14) und darauf fußt das Wesen der Supervision an sich. Damit es gelingen kann, scheinen weitestgehend angstfreie Räume, kontaktintensive Erfahrungen, fließende Grenzen und nicht zuletzt „...eine Identität, die das Bewusstsein um die Kontextabhängigkeit und die Reichweite der eigenen Wertungs- und Verhaltensmuster einbezieht, sowie die Bereitschaft, diese gegebenenfalls in Frage zu stellen und zu verändern.“ (ebd. S.35) hilfreich zu sein. Doch es wird auch Aspekte geben, die fremdartig bleiben, letztlich unerkennbar sind oder gar unheimlich erscheinen. (vgl. ebd.)

An dieser Stelle hänge ich gedanklich an einer Kausalkette fest und wünschte mir sie tiefergehend beleuchten zu können: Fremdheit schafft Identität, Identität nutzt Abgrenzung, Abgrenzung verhindert Nähe, Nähe intensiviert Fremdheit.

In jedem Fall scheint die oder das Fremde nicht in der Distanz zu liegen, sondern vielmehr ganz nah bei mir.

3. Fremdheit als Normalität

Allgemein wird angenommen, dass das Fremde als „Universal der Gesellschaftsgeschichte“ das Gegenteil von Bekanntem, Vertrautem, Eigenem ist und eine „wiederholte oder dauerhafte Quelle der Beunruhigung“ darstellt, beschreibt der Soziologe Stichweh mit Bezug auf Simmels „Exkurs über den Fremden“ von 1908, dem wohl ersten und bis heute wichtigsten wissenschaftlichen Beitrag zum Fremden. (Stichweh, S. 204)

Ich habe den Verdacht, dass diese Art der Beunruhigung ein Wesensmerkmal unserer modernen Zeit ist, die – anders als zu Beginn des 20. Jahrhunderts - ein nie zuvor gekanntes Ausmaß an Deutungsmöglichkeiten für alle Lebensfragen und -lagen bereit hält. Wir verabschieden uns von der Vorstellung einer allgemeingültigen Wahrheit und haben uns an eine umfassende Subjektivität gewöhnt. Alles scheint davon abzuhängen, wie ich selbst es wahrnehme und deute. Ungeahnt differenzierbare Möglichkeiten stehen für die individuelle Formung der Weltsicht zur Verfügung. Konstruktivistische Theorien betonen, dass Menschen mit ihrer subjektiven Wahrnehmung ganz eigene Realitäten erschaffen, die erst dadurch entstehen, dass jemand an sie glaubt. In verschiedenen Forschungsbereichen wird darauf Bezug genommen. Der Sozialwissenschaftler Klee dazu: „Dass die Wirklichkeit, so wie wir sie erkennen, ein Produkt unserer Sinne, Gefühle, Gedanken und Kommunikation ist, hat sich inzwischen ...herumgesprochen.“ (Klee, S.11) und der systemische Psychotherapeut Schmidt: „Was ein Mensch als Wirklichkeit erlebt, ist Ergebnis seiner Wahrnehmungsausrichtung. Ein Phänomen stellt keine relevante Wirklichkeit für einen Beobachter dar, solange er seine Aufmerksamkeit nicht darauf fokussiert...Wir erfinden uns unsere subjektiv wirksame jeweilige Wirklichkeit selbst durch die Art unserer Beobachtung.“ (Schmidt, S. 179)

Wenn jeder Mensch seine eigene Welt konstruiert, kann davon ausgegangen werden, dass kaum eine Sichtweise oder ein Verhalten als bekannt und vertraut vorausgesetzt werden kann. Insofern ist der Fremde

heute nicht mehr der Wilde, der eine unverständliche Sprache spricht, „...so dass ein genuiner kommunikativer Austausch mit ihm von den Einheimischen nicht für möglich gehalten wird...“ (Stichweh, S.204), sondern der Nachbar, Kollege oder Bruder, der zwar zumeist die gleiche Sprache benutzt, aber über vermutlich differierende Wirklichkeitskonstrukte verfügt. Selbstverständlich auch der Kunde bzw. Klient.

Es ist anzunehmen, dass sich demnach beinahe alle Menschen auf eine gleiche Weise fremd sind und jede Begegnung eine Begegnung mit einem Fremden ist. Das bleibt nicht folgenlos für die Qualitäten des menschlichen Miteinanders. Mich haben für den supervisorischen Kontext vor allem folgende Fragen bewegt: was ist mit der Angst, wie vergeblich und auch überschätzt ist das Verstehen und wie gelingt es Fremdheit im Beratungsprozess zu würdigen und zu nutzen.

Im Zusammentreffen von Menschen ist nicht mehr ganz einfach zu erkennen, welche Dimension die Unterschiede zwischen dem Eigenem und dem Fremden haben und ob mit Gefahren zu rechnen ist. Persönliche Zugehörigkeit zu identifizieren bleibt vielfach schwierig und das Gefühl latenter Nichtzugehörigkeit wächst. „Der Einsturz des vertrauten Verstehenkönnens bringt Angst hervor“ (Han, S.40) und „wo Angst dominiert, gehen ambivalente Räume verloren“. (Ritter, S.140) Die Folge mag sein, dass Menschen grundsätzlich auf der Hut sind und nicht offen und neugierig für fremde Welten sein können, was ein möglicher Erklärungsansatz für die Popularität einfacher Antworten, allerkleinster Nenner und unverfänglicher Gesprächsthemen sein kann. Dabei wird versucht Nähe und Verbindungen herzustellen, ohne eigentlich über ausreichend valide Ansatzpunkte dafür zu verfügen. Insofern sorgt der postmodern determinierte Zuwachs an Fremdheit, Unterschiedlichkeit und Individualität dennoch nicht wirklich für eine Vermehrung des entspannten Umgangs mit Andersartigkeit. Obwohl sich die Welt für jeden Menschen anders darstellt, wird z.B. von Bauer ein Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt beschrieben. Menschen sind eher ambiguitätsintolerant, suchen nach Sicherheit und sind für Vagheit,

Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit nicht zu haben. (vgl. Bauer, S.15) Der Philosoph Han diagnostiziert sogar: "Die Zeit, in der es den Anderen gab, ist vorbei. Der Andere als Geheimnis, der Andere als Verführung, der Andere als Eros, der Andere als Begehren, der Andere als Hölle, der Andere als Schmerz verschwindet." (Han, S.7) Ist es ein Appell, den Anderen wiederzufinden?

In Beratungssituationen eröffnet sich häufig das Spannungsfeld zwischen Nähe und Fremdheit, Abgrenzung und Zugehörigkeit. Menschen in Teams, die sich schon lange kennen, offenbaren plötzlich im Gespräch jede Menge Unterschiede in den Details ihrer Sichtweisen und/oder sind im Gegensatz dazu bemüht Einhelligkeit trotz offenkundiger Differenzen herzustellen. Dazu zwei Fallbeispiele:

An der Fachhochschule Potsdam supervidiere ich eine Gruppe Studierender. Zu Beginn steht jedes Mal kein bestimmtes Anliegen im Raum und dennoch finden wir schnell ein Thema. Dieses Mal ist es die schwierige Gruppendynamik in einer bestimmten Lehrveranstaltung und es entsteht ein äußerst angeregter Diskurs, in den alle Anwesenden leidenschaftlich involviert sind. Ich moderiere und biete hin und wieder Resonanzen und Betrachtungen an, zum Beispiel stelle ich meinen Eindruck zur Verfügung, dass die Dynamik in der großen Seminargruppe sich in der Kleingruppe zu spiegeln scheint. Das löst einen Aha-Effekt aus. Es wird eine Weile darüber sinniert und diskutiert, aber die Schärfe scheint verschwunden, man kann sich mit diesem Bild anfreunden, es entsteht eine Nähe zueinander trotz Unterschiedlichkeit und die Teilnehmenden gehen befriedet auseinander.

Bei einer Stiftung bin ich für die Supervision eines Teams ehrenamtlicher Familienbegleiterinnen für lebensbedrohlich erkrankte Kinder zuständig. Der Redebedarf ist groß. Die Frauen sprechen von ihren Fällen und beleuchten zahlreiche Details. Es kümmert sie wenig, dass ich um Struktur, Anliegen, Extrakt bemüht bin und methodisch dazu einiges anbiete. Einzig wichtig scheint zu sein, dass ich zuhöre und das Gehörte würdige.

Was hierbei außerdem deutlich wird, ist die mir immer wieder in (nicht nur) supervisorischen Kontexten begegnende Bereitschaft zum Mitteilen, ja, es scheint mir geradezu ein innerer Druck bei den Supervisandinnen zu sein und ich erlebe, dass die postmoderne konstruktivistische Welt den Bedarf und die Notwendigkeit zur Kommunikation anzutreiben scheint. Oft beginnt es mit mehr Monolog als Dialog. Es wird nicht mehr nach einer Wahrheit gesucht, sondern nach Beachtung und Entlastung. Jeder Mensch möchte gesehen und gehört werden und ein wenig Entspannung finden, mitunter mit ungeheurer Dringlichkeit. In dieser Erwartungshaltung an mich als Supervisorin fühle ich mich gut aufgehoben.

4. Fremdheit als Methode

Fühlt man eine Nähe zum konstruktivistischem Denken, so fällt es nicht schwer im supervisorischen Tätigsein stets auf das Fremde, Ungewohnte und Unbekannte gefasst zu sein. Doch wie kann es gelingen dem nahe zu kommen und nahe zu sein und Phänomene zu hören, zu sehen und zu verstehen, die man noch nicht kennt? Womöglich überfordert die Komplexität und Undurchschaubarkeit der Darlegungen der Klient*innen die eigene Erkenntnisfähigkeit. (vgl. Kleve, S.15)

Der Mensch neigt gemeinhin in dem Zusammenhang zu zwei Reaktionen – entweder nur zu sehen, was er schon kennt oder sich das Fremde zu eigen und damit beherrschbar zu machen. Ersteres hat bereits Goethe mit der vielen seiner Gedanken eigenen Universalität festgestellt, zu zweiterem bin ich bei dem Pädagogen Hegel fündig geworden: Das Andere und ggf. Bedrohliche wird auf Vertrautes bezogen, heimisch gemacht, bis es in seiner Distanz und Ferne gerade nicht mehr wahrnehmbar ist. Das Denken über das Fremde folgt Erklärungsmustern, die jede Form von Andersartigkeit den Gesetzen der eigenen Umwelt unterwirft, und damit letztlich die Existenz des Fremden überhaupt verleugnet. (vgl. Hegel, S.175ff)

Für das supervisorische Arbeiten scheint mir beides nicht angemessen. Mir gefällt der Blick des Ethnologen, der sieht ohne zu deuten, hört ohne zu verstehen, beschreibt ohne zu werten und selbst dann noch die allemal vorhandene Befangenheit seiner eigenen Beobachtungsperspektive zum Forschungsgegenstand macht.

Mir erscheint es angebracht in der Supervision das Fremde fremd sein zu lassen und es nicht zu vereinnahmen im Sinne oberflächlichen Verstehens oder halbherzigen Deutens. Obermeyer bezeichnet den fremden Blick „als Kardinaltugend der Supervision.“ (Obermeyer, S.152)

Mit diesem Blick lassen sich die unbekanntem Welten der Klienten in ihrer Schönheit und Besonderheit wie kunstvolle Bauwerke ganz aus der Nähe neugierig und gründlich anschauen. Ich kann staunend um sie herum

wandern und forschend immer neue Facetten entdecken. Manchmal muss ich ganz nah ran und sehr in die Tiefe gehen, um das Fremde wirklich zu finden und zu spüren. Ich verzichte auf flüchtiges Verstehen und gebe mich gern damit zufrieden, wenn der Sprechende durch das Mitteilen zu einem erweiterten Verständnis seiner selbst findet. Sätze wie „Aha, so sind Sie es gewohnt die Dinge zu betrachten.“ oder „Es ist interessant für mich zu hören, wie Sie darüber denken.“ würdigen die Erfahrungswelt des Supervisanden als besonders, individuell, ggf. einzigartig. Das mindert unter Umständen die Angst vor dem Nicht-gesehen-werden bzw. das ohnehin gefühlte Nicht-gesehen-werden in der Welt und ermöglicht so eine weitestgehend angstfreie Reflexion.

Mehrere Autorinnen beschreiben die dafür unentbehrliche Anschlussfähigkeit bzw. Empathie zwischen Supervisand*innen und Supervisorin. Besonders gut haben mir die Ausführungen von Pühl zur „Beziehungsenergie“ gefallen. „Reflexion lebt von der Energie zwischen BeraterIn und Ratsuchenden und den Ratsuchenden untereinander, einer Energie getragen von der Lust etwas zu erfahren, die Sinne zu öffnen und sich einzulassen.“ (Pühl, S.111) Beraterin und Klient schwingen sich aufeinander ein, es findet ein Prozess wechselseitigen Berührens und Berührtwerdens statt, führt er mit Bezug auf Hartmut Rosas Resonanzmodell aus. (vgl. ebd.)

Auch Andersen hat in seinem "Konzept der angemessen ungewöhnlichen Intervention" (Andersen, 1990) die Anschlussfähigkeit zwischen Beraterin und Klientin(nensystem) als Grundlage für die Wirksamkeit eines beraterischen Eingriffs und der erhofften Selbsterfahrungsprozesse beschrieben. Wenn eine Intervention in der Supervisorin für die Teilnehmenden neu und ungewohnt, aber nicht zu ungewöhnlich ist, kann sie zu einer „Verstörung“ (Maturana und Varela, 1987) und zu Veränderungen führen. Folgendes Fallbeispiel macht einige der genannten Aspekte praktisch deutlich:

Der Klient A. sucht nach Antworten auf die Frage, wer er ist und wie das mit seiner aktuellen Arbeitsaufgabe zusammen passt. Er hat große Lust den Facetten und Feinheiten dieser Frage nachzuspüren und bestimmte Merkmale seiner Identität forschend unter die Lupe zu

nehmen. Ich folge neugierig seinen Ausführungen und höre von seinen Gefühlen, nicht zu genügen (andere sind immer besser) und nicht dazuzugehören (andere haben eine Gemeinsamkeit, die er nicht teilt). Er hat eine Art zu sprechen, der ich sehr gern gespannt und aufmerksam folge und ich merke, dass in beinahe jedem Satz mehrere Anknüpfungspunkte für Vertiefungen stecken. Vorerst bleibe ich bei Verständnisfragen. A. produziert eine Fülle von Gedanken und ist emotional sehr angerührt. Wir sprechen über Helden und Vorbilder, über die Chefrolle im Allgemeinen, über das Einer-Sache-dienen in der gemeinnützigen Arbeit. Vieles von dem, was er sagt, kommt mir bekannt vor und ich finde viele weiterführende Impulse dazu in mir. A. ist am Ende der Sitzung sehr begeistert und bedankt sich überschwänglich für die vielen Anregungen und Erkenntnisse. Ich bin sehr erschöpft und frage mich, ob mein aktives Zuhören und Mitdenken ausreicht oder ob ich die eine oder andere Methode hätte einsetzen können, um Reflexion und Redefluss des Klienten zu kanalisieren. Mich beschleicht das Gefühl nicht genug getan zu haben.

Nach dieser Sitzung habe ich mich – auch gemeinsam mit meiner Lehrsupervisorin – ausführlich befragt, was zu dieser enormen Erschöpfung und den Zweifeln geführt hat. Zum einen sind verschiedene Übertragungsaspekte augenscheinlich, die hier jedoch nicht weiter vertieft werden sollen. Es geht vielmehr um die Frage von Fremdheit und Vertrautheit und meine unzähligen Bewegungen auf der Skala von zu nah dran und zu weit weg. Habe ich mich doch unentwegt dabei beobachtet, wie es mir gelingt Nähe und Entfernung zu regulieren. (vgl. Obermeyer 2019, S. 152) „Die Pendelbewegung ist das vielleicht grundlegendste konzeptionelle Programm der Supervision.“ (ebd.)

Ich habe mir die fremde Welt des Klienten A. ganz aus der Nähe angesehen, meine Sinne geöffnet und mich eingelassen. Dass seine Themen mich emotional sehr angerührt haben, mag eine Zutat für das Entstehen dieser besonderen (und kräftezehrenden) Energie sein, die letztlich dem Klienten geholfen zu haben scheint seine drängenden Fragen zu bearbeiten.

Supervision ist wie eine Reise. Nicht ganz klar ist, wo die Fremde beginnt (zunächst immer in mir selbst) und wie ich mit ihr umzugehen imstande bin. Supervisorin und Klientinnen verweilen aus guten Gründen eine Zeit lang beieinander, doch das Moment der Fremdheit bleibt erhalten. „Der Fremde bleibt unterscheidbar von den Einheimischen, er verbindet dauerhaft in sich Nähe und Ferne“. (Stichweh, S.205)

Diese Konstellation gefällt mir gut.

5. Resümee

Es gibt nur eine Handvoll Menschen, bei denen wir uns nicht fremd fühlen und wenige Orte, die uns vertraute Heimat sind. Gemeinsam haben sie sicher, dass wir viel Zeit mit ihnen verbracht haben. Vertrautheit – hier als der Gegenpol zur Fremdheit – bezieht ihre Qualität aus der Langsamkeit und entsteht nicht im ICE auf der Durchreise. Doch das „Reifen ist eine Zeitlichkeit, die uns heute immer mehr abhandenkommt.“ (Han, S.10) Schade, möchte man meinen. Ist es wirklich so, dass wir mit Bedauern zur Kenntnis nehmen müssen, dass wir unser Leben in Hast, Eile, Unreife und Oberflächlichkeit verbringen?

Mir gefällt es sich in der Supervision Zeit zu nehmen. Nicht nur Zeit für Kontakt, Beziehung, Nähe, wie es ja in allen Kontexten psychosozialer Arbeit unerlässlich ist, sondern auch Zeit für das Erforschen fremder Welten, ohne sie verstehen zu müssen bzw. zu können, Zeit für die Konstruktion fließender Grenzen in den Gedanken und Zeit für die Befreiung von Ängsten. Dazu habe ich in Obermeyers Ausführungen zu dem „besonderen Ort der Supervision“ vieles gefunden, was mich berührt hat. Er schreibt u.a.: „Supervisorische Heterotopien sind Orte, an denen die Uhren anders gehen.“ (Obermeyer, S.165) und ich komme nicht umhin auch das von ihm angeführte Zitat von Julian Pörksen an dieser Stelle wiederzugeben, weil es einfach zu schön ist: „Zeitverschwendung ist ein intendierter Akt der Intentionlosigkeit, eine willentliche und reizvolle Suspendierung des Zeitverwertungsparadigmas zugunsten einer sorglosen, verschwenderischen Auslieferung an die Gegenwart, eines lustvollen Zustands des *Komme was wolle*.“ (ebd., S166f)

Es erscheint mir lohnenswert mir selbst die Haltung des *Komme was wolle* für meine supervisorische Praxis zu eigen zu machen. Dazu gehört allemal sich von der allgegenwärtigen Fremde nicht beunruhigen zu lassen und den faszinierenden Welten der Menschen sowohl nah als auch fern zu sein. Dabei hat mir die Beschäftigung im Rahmen dieser Arbeit reichhaltige Anstöße gegeben, die über den Tag hinaus wirken.

6. Literatur

Andersen, T.; Das reflektierende Team. Dialoge und Dialoge über die Dialoge, Modernes Lernen, Dortmund 1990

Bauer, T.; Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Stuttgart 2019

Ende, M.; Die unendliche Geschichte, Stuttgart 1979

Han, B.-C.; Die Austreibung des Anderen. Gesellschaft, Wahrnehmung und Kommunikation heute, Frankfurt am Main 2016

Heger, R.-J.; Bild-Welten und Welt-Bilder. Über versuchte Nähe zur fremden Wirklichkeit, in: Schäffter, O. (Hrsg.) Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung, Opladen 1991

Kamper, D.; Lob der Fremde, Kritik der Heimat, in: Schäffter, O. (Hrsg.) Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung, Opladen 1991

Kleve, H.; Konstruktivismus und Soziale Arbeit. Einführung in Grundlagen der systemisch-konstruktivistischen Theorie und Praxis, Wiesbaden 2009

Maturana, H., Varela, F.: Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens, Wien 1987

Obermeyer, K., Pühl, H.; Übergänge in Beruf und Organisation. Umgang mit Ungewissheit in Supervision, Coaching und Mediation; Gießen 2019

Riemann, F.; Grundformen der Angst, München 1961, 45. Auflage 2019

Ritter, R.; „Fundamentalismus“ – Zur kollektiven Abwehrform bei als bedroht erlebter Identität, in Obermeyer, K., Pühl, H.; Übergänge in Beruf und Organisation. Umgang mit Ungewissheit in Supervision, Coaching und Mediation; Gießen 2019

Schäffter, O. (Hrsg.), Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung, Opladen 1991

Schmidt, Gunther, "Wahrgebungen" aus der "inneren" und "äußeren Welt" des Therapeuten und ihre Nutzung für ziieldienliche therapeutische Kooperation, Beitrag in der Zeitschrift „Familiendynamik“, April 2000

Simanowski, R., Turk, H., Schultze, B.; Kulturelle Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen. Nationalismus, Regionalismus, Fundamentalismus, Göttingen 1998

Simmel, G., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin 1908

Stichweh, R., Unbegrenzte Kombinationen. Der Fremde als Ursache der Moderne. Zu Georg Simmels "Exkurs über den Fremden" (1908), 2017, www.researchgate.net